Paul U.
Unschuld

Chinas Trauma – Chinas Stärke

Niedergang und Wiederaufstieg des Reichs der Mitte

Springer Vieweg

Chinas Trauma – Chinas Stärke

Paul U. Unschuld

Chinas Trauma – Chinas Stärke

Niedergang und Wiederaufstieg des Reichs der Mitte

Mit einem Geleitwort von Ulrich Sendler

Springer Vieweg

Paul U. Unschuld
Horst-Görtz-Stiftungsinstitut
Charité-Universitätsmedizin Berlin
Berlin, Deutschland

ISBN 978-3-662-53460-1 ISBN 978-3-662-53461-8 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-662-53461-8

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Springer Vieweg
© Springer-Verlag GmbH Deutschland 2016
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.
Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen.

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer Vieweg ist Teil von Springer Nature
Die eingetragene Gesellschaft ist Springer-Verlag GmbH Germany
Die Anschrift der Gesellschaft ist: Heidelberger Platz 3, 14197 Berlin, Germany

A nation's past is easily forgotten –
and also not so easily forgotten
A Cheng 阿城

Geleitwort

Dieses Buch hat nicht nur gefehlt. Es war überfällig. Wie will man die wichtigsten Entwicklungen unserer Zeit verstehen und einordnen, ohne China, seine Kultur und seine Geschichte wenigstens in den Grundzügen zu begreifen? Hinzu kommt: Die Lektüre ist nicht nur Vergnügen, obwohl sie gerade das auch ist. Sie entlässt den Leser mit einer reichen Fülle von Kenntnissen, für deren Aneignung er eigentlich hätte viele Bücher lesen oder einige Seminare besuchen müssen. So viel Wissen auf so engem Raum so verständlich zu komprimieren vermag nur, wer selbst mehr als reichlich daraus schöpfen kann.

Paul U. Unschuld ist kein Technologe und kein Wirtschaftswissenschaftler. Als promovierter Sinologe und Master of Public Health unterrichtete er an der School of Hygiene and Public Health der Johns Hopkins University, Baltimore, und war Professor und Direktor des Instituts für Geschichte der Medizin der Ludwig-Maximilians-Universität München. Seit 2006 ist er Professor und Direktor des Horst-Görtz-Stiftungsinstituts für Theorie, Geschichte und Ethik Chinesischer Lebenswissenschaften (HGI) der Charité in Berlin. Er hat 40 Jahre seines Berufslebens über die Geschichte der ostasiatischen Methoden der Heilkunde und über ihr Verhältnis zur europäischen Medizin geforscht und zahlreiche Bücher herausgegeben, die weit über Deutschland hinaus große Anerkennung und Beachtung gefunden haben. Er kennt China und seine Kulturgeschichte in der Tiefe und nutzt dies im vorliegenden Buch zu einer Analyse, die für die drängenden Fragen der Jetztzeit ausgesprochen hilfreich ist.

Bevor er den Niedergang Chinas beschreibt, entwirft er zunächst das Bild der alten Stärke des Reichs der Mitte. So kann der Leser nachvollziehen, von welcher Höhe der Sturz Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts erfolgte. Auch wenn diese Höhe teilweise schon nur noch auf der Einbildung und der Blindheit gegenüber den drohenden Gefahren beruhte, nicht mehr auf der tatsächlichen Stärke, auf die sich die Kaiser vorangegangener Jahrhunderte hatten stützen können.

Vor allem aber gilt der erste Teil des Buches den Erniedrigungen, die China in langer Reihe seit dem Ersten Opiumkrieg 1839–1842 erfahren hat und die es trotz großer Anstrengungen nicht zu vermeiden in der Lage war. Er gilt dem Niedergang der über zweieinhalb Jahrtausende entwickelten und letztlich gegen alle Angriffe von außen behaupteten Kultur und Zivilisation des Riesenreiches. Denn selbst wenn ausländische

Mächte sich zu Herrschern über das Land machen konnten, wagten sie nicht, seine Kultur, Sprache und Lebensweise infrage zu stellen.

Die Bemühungen des Widerstands und der Verteidigung gegen die Kolonisation mussten vergebens sein, denn für das, was nun auf China zukam, war es kulturell nicht gerüstet. Es kam zu Erniedrigungen, die das Land und seine Menschen so tief getroffen und so schwer gedemütigt haben, dass es völlig berechtigt ist, im Buchtitel von „Chinas Trauma" zu sprechen. Wie der Verlust geliebter Menschen, ein schwerer Unfall mit schlimmen Verstümmelungen oder eine erlittene brutale Gewalttat den Menschen so nachhaltig treffen können, dass er das Geschehene nur sehr schwer oder gar nicht verarbeiten und hinter sich lassen kann, so wurde China getroffen: vom „Reich der Mitte", dem alle Herrscher der Welt Tribut und Ehrerbietung zollten, zum bloßen Spielball ausländischer Interessen, zur unterworfenen Kolonie, die kaum noch die Mittel aufzubringen vermochte, die sie nun umgekehrt für ihre Tributzölle an die neuen Herren brauchte. Geschweige denn die Mittel, die das riesige Volk für ein menschenwürdiges Leben benötigt hätte.

Unschuld nimmt sich für jeden einzelnen Akt des Niedergangs ein eigenes Kapitel. Neun Traumata hat er identifiziert. Er beschreibt sie so lebendig und – ja, man möchte fast sagen kurzweilig –, dass jetzt ein internationales Konsortium von Produzenten Interesse angemeldet hat, das Buch in einer Fernsehserie zu verfilmen. Die Briten, die Franzosen, die Russen, die Deutschen, die Amerikaner und schließlich die Japaner – alle haben sich über das einmal angeschlagene Reich hergemacht und ihren Teil dazu beigetragen, seine Mauern einzureißen, seine Größe zu zerstören. Davon mag Einiges, wie der Autor in seinem Vorwort anmerkt, für jeden Chinakenner geläufig sein. Für die meisten Menschen der nichtchinesischen Welt sind nur Bruchstücke davon wirklich bekannt. Und selbst der Kenner wird das Bekannte schwerlich schon irgendwo so kompakt und in all seinen Zusammenhängen gefunden haben.

Unschuld ist Sinologe und Forscher der Medizingeschichte, kein Psychologe, und doch lässt er China im ersten Teil seines Buches äußerst professionell wie einen traumatisierten Patienten auf der Couch Platz nehmen und analysiert ausführlich die Traumata, die China in den vergangenen zweihundert Jahren erlitten hat und zu verarbeiten hatte. Was im Einzelnen dazu führte, welche Anlässe sich die imperialen Mächte aussuchten, und wie sie ihre Stärke und – damalige – Unbesiegbarkeit noch zusätzlich in ungezählten Demütigungen regelrecht auskosteten, das wird so beschrieben, dass sich der Leser beide Seiten lebhaft vorstellen und sich in die Zeit vor über hundert Jahren zurückversetzen kann.

Die vielfache Traumatisierung traf ein Reich, dessen Bevölkerung wie seine kaiserliche Regierung sich gar nicht in der Lage sahen zu verstehen, was ihnen geschah. Aus einer geglaubten und gefühlten ewigen Position der Stärke ging es in einem für diese jahrtausendealte Kultur und Zivilisation ungeheuren Tempo bergab. Es waren die aufstrebenden Industriemächte des Westens, die eben aufgrund ihrer Industrie, ihrer Maschinen, modernen Waffen und Kriegsschiffe, aufgrund einer – aus chinesischer Perspektive – plötzlich und wie aus dem Nichts entstandenen modernen Technologie in der Lage waren, auf allen Kontinenten als imperiale Kolonialmächte aufzutreten. Der Agrarstaat China,

die älteste Zivilisation der Welt, hatte trotz – oder, wie der Leser allmählich versteht, eben wegen – seiner lange Zeit unangetasteten Kultur keine Mittel, sich diesem Angriff zu widersetzen.

Was diese Betrachtung der Geschichte so spannend macht: Es war die erste industrielle Revolution, die Industrialisierung selbst, die letztlich den Westen gegenüber China in eine für dieses Land hoffnungslose Überlegenheit brachte. Und es ist heute wieder eine industrielle Revolution, die den Dreh- und Angelpunkt für die neue und künftige Stärke Chinas darstellt. Vielleicht auch für eine Überlegenheit als Industrienation, die die einstigen Sieger wieder auf einen nachgeordneten Rang verweisen könnte. Die deutsche Initiative „Industrie 4.0" meint die vierte industrielle Revolution, die sich aus der digitalisierten und über das Internet vernetzten Industrie ergibt. Denselben Sprung der industriellen Entwicklung meint das „Industrial Internet" in den USA. Und China will von beiden lernen, um mit „Made in China 2025" zur Industrienation Nr. 1 zu werden. Nicht gerechnet nach dem Bruttoinlandsprodukt, denn danach wäre es schon geschafft. Nein, China will die qualitativ besten, innovativsten und technologisch höchststehenden Produkte auf den Markt bringen und sich damit an die Spitze der Welt stellen. Wie aber konnte das Land aus einer Position absoluter Unterlegenheit gerade gegenüber der westlichen Industrie, ihrer Wissenschaft und Technologie, dahin kommen, dass seine heutigen Ansprüche und Zielsetzungen keineswegs absurd, sondern durchaus sehr realistisch anmuten? Das versteht der Leser nach der Lektüre des zweiten Teils.

Der zweite Teil widmet sich dem Wiederaufstieg. Im Zentrum steht dabei erstmals eine „Besonderheit der Wiedererstarkung Chinas, die bislang so nicht wahrgenommen wurde", wie Unschuld selbst es in seinem Vorwort formuliert. Diese Besonderheit ist: China hat für die erlittene Schmach wie für die Genesung davon die volle Eigenverantwortung übernommen. Ist der erste Teil vor allem eine hochinteressante Sammlung von Fakten und spannende Öffnung von Quellmaterial, so bringt uns der zweite Teil eine tief greifende Analyse der Hintergründe, Motive und Kräfte, die das Land zu dieser besonderen Art der Wiedererstarkung befähigt haben.

Unschulds Analyse geht tiefer, seine Schlussfolgerungen reichen weiter als die meisten Kommentare vermeintlicher und tatsächlicher Chinakundiger, die in immer kürzerer Frequenz in den Medien und auf Kongressen und Veranstaltungen dargeboten werden. In wohltuendem Kontrast zu den derzeit überhand nehmenden Vereinfachungen und Pauschalisierungen – nicht nur in Bezug auf China – liefert er uns reichhaltiges Material, aus dem sich sogar – wir kommen darauf am Ende dieses Geleitworts zurück – noch mehr schöpfen lässt, als das Buch schon beim ersten Eintauchen preisgibt.

Im Wesentlichen untersucht dieser Teil des Buches die unterschiedliche Art und Weise, in der sich China und der Westen in den vergangenen Jahrtausenden an das Verständnis der Natur gemacht haben. Man muss kein Philosoph sein, um diesen Vergleich europäischer und chinesischer Erkenntnistheorie zu genießen. Er kommt so beschwingt daher und ist so reichlich gespickt mit Originaltönen von 500 vor Christi Geburt bis ins frühe 20. Jahrhundert, dass sich der Leser verwundert die Augen reibt und fragt, warum er von all dem noch nie etwas gehört hat. Denn leider sind die beiden Welten immer noch so getrennt – vor allem in ihrer jeweiligen Ausbildung und Lehre –, dass in Europa

alle Philosophie der Welt mit den alten Griechen zu beginnen scheint. Als hätte es eine andere – und noch dazu eine um einige hundert Jahre ältere – Philosophie nie gegeben. Da waren die westlichen Philosophen kurz vor der industriellen Revolution schon einmal weiter, die – allen voran Gottfried Wilhelm Leibniz – im 17. Jahrhundert begonnen hatten, sich mit dem Wirken und der Welt der chinesischen Denker auseinanderzusetzen.

Während sich in Europa und im „Westen" eine Wissenschaft entwickelte, die auf das Analysieren und Zerlegen jedes kleinsten Teils der Natur bis in die Teile seiner Atome zielte, legten Konfuzianismus, Daoismus und Legismus den Grundstein für eine Betrachtung der Welt, in deren Zentrum die Relationen der Dinge (und Menschen) zueinander standen. Wie nebenbei taucht der Leser des Buchs in diese fremde Denkweise ein und erlebt mit, wie sich erst mit dem Beginn der Industrialisierung die westliche Wissenschaft als überlegen erweist. Er versteht, wie tief und aus welchen guten Gründen die konfuzianische Suche nach Harmonie, die uns heute wieder aus Regierungserklärungen des Staatsrats in Peking begegnet, in der chinesischen Tradition verwurzelt ist. Und er beginnt zu begreifen, welche Herausforderung es für das Volk und seine Denker sein musste, sich eine Wissenschaft anzueignen oder sich ihr überhaupt nur anzunähern, die der eigenen tradierten Denkweise so diametral entgegengesetzt war.

Dies umso mehr, als die chinesische Wissenschaft ja nicht nur dasselbe Ziel verfolgt hatte wie die europäischen Wissenschaften, nämlich die existenzielle Selbstbestimmung des Menschen und seine Unabhängigkeit von Geistern und Göttern wie von den Naturgewalten. (Auch die Darstellung der alten chinesischen Vorstellungen, welche Geister und Götter, und welche Ungeheuer von viele Generationen übergreifenden Strafsystemen die menschliche Existenz zu einem Jammerdasein verdammten, ist für sich genommen ein reicher Lohn der Lektüre.) Obendrein war diese Denkweise schließlich die Basis gewesen, eine so lange währende und erfolgreiche Zivilisation zu entwickeln, die sich bis zum Beginn der kolonialen Eingriffe gegen jede Aggression hatte behaupten können. Selbst gegenüber Mächten, die sich als militärisch überlegen zeigten, wie die Mandschu-Dynastie aus dem Norden, erwies sich die chinesische Hochkultur als so stabil, dass diese Herrscher von außen sie nicht antasteten, sondern sich selbst dieser Kultur und ihrer Sprache unterordneten.

Unschulds Spezialgebiet ist die Medizingeschichte. Das erweist sich bei seiner Untersuchung von Chinas Niedergang und Wiederaufstieg als besonders nützlich. Denn, wie er im 20. Kapitel schreibt, ist es mit der Medizin ja so: „Die Heilkunde steht im kulturellen Zentrum jeder Zivilisation. Hier treffen sich Religion und Naturkunde, wirtschaftliche und gesellschaftliche Faktoren, Sprache und Technologie, und vieles mehr. Kommt es zu grundlegenden Veränderungen in auch nur einem dieser Aspekte, dann hat das Auswirkungen auf die Medizin." Nach der Lektüre möchte man ergänzen: Und umgekehrt, denn wie eine Zivilisation auf wirtschaftliche und gesellschaftliche Veränderungen reagiert, das hat auch viel mit der Art und Weise zu tun, wie sich ihre Heilkunde um die körperliche Unversehrtheit und Gesundheit der Menschen kümmert.

Es ist diese Sichtweise, die ihn den chinesischen „Patienten" nun daraufhin untersuchen lässt, wie er mit der „Krankheit" der teilweisen Kolonisierung durch den Westen

und des Niedergangs der eigenen Wertevorstellungen umgegangen ist. In dieser Hinsicht hat sich nämlich auf der Grundlage der chinesischen Tradition keineswegs zufällig eine andere Haltung entwickelt als in der westlichen Welt. Nach den alten Vorstellungen ging einer Krankheit immer ein Fehler des Menschen voraus. Um die Krankheit in den Körper zu lassen, musste er ihr an irgendeiner Stelle einen Zugang ermöglicht haben. Die Heilung wurde gesucht im Verständnis, an welcher Stelle der Krankheit die Tür geöffnet worden war. Mit dem Ziel, diese Tür wieder zu schließen und gesund zu werden.

Genauso, das entwickelt Unschuld in diesem Buch, hat sich China nach der Niederlage gegenüber dem Westen verhalten. „Wohl niemals zuvor hat sich ein ganzes Land so detailliert und – man darf diesen militärischen Vergleich hier nehmen – generalstabsmäßig auf eine möglichst zügige Aufholjagd begeben." So heißt es in Kap. 23. Über erste, letztlich erfolglose Reformversuche zur Aneignung westlicher Wissenschaften, aber auch über Bürgerkriege, eine zweieinhalb Jahrzehnte währende Revolution, eine zehn Jahre dauernde Kulturrevolution und viele mühsame, schmerzliche und mit Hungersnöten und Millionen Toten verbundene Schritte und Rückschritte ist das Land darangegangen, von seinen ehemaligen Gegnern zu lernen und immer wieder seine eigenen Schwächen zu identifizieren, um zu eigener Stärke zurückzufinden. Was im Buch auf anschauliche Weise in Kontrast gesetzt wird zu jenem uns gerade heute bedrohenden Verhalten, das andere, dem Westen im vergangenen Jahrhundert ebenfalls unterlegene Kulturen und Religionsgemeinschaften zeigen. Am Ende von Kap. 21 schreibt Unschuld: „Den Ausweg, sich dieser Überlegenheit und dem schwindenden Einfluss traditioneller Werte durch Terrorismus zu widersetzen und zu kollektivem Hass aufzurufen, hat China zu keiner Zeit auch nur in Betracht gezogen."

Es ist wiederum die besondere Kunst des Autors, die vielen Schritte, die China in den vergangenen hundert Jahren gegangen ist, wie die Traumata im ersten Teil so unter das Brennglas zu legen, dass es der Leser versteht, ohne dass für jeden einzelnen Schritt ein ganzes Buch gefüllt wird.

Besonders interessant ist sicher – nach wie vor wird China von der Kommunistischen Partei regiert – die Auseinandersetzung mit der spezifisch chinesischen Art der Aneignung des Marxismus, der ja schließlich als eine der wissenschaftlichen Strömungen des Westens in vieler Hinsicht zur neuen Grundlage des Denkens und Handelns wurde. Gerade jene Seite der marxistischen Lehre aber, die sich nahezu verselbstständigt hat und zu einem Denken in großen Teilen der westlichen Welt geführt hat, das die Schuld für eigenes Unwohlbefinden und generell für die eigene Lage bei den Bessergestellten sucht und von ihnen verlangt, für eine Veränderung der Bedingungen zu sorgen – diese Seite hat in China nie eine Grundlage finden können. Dafür waren die traditionellen Wertevorstellungen zu entgegengesetzt. Und genau diese Seite der traditionellen Werte sind es, die es China heute ermöglichen, aus eigener Kraft zu einer Stärke zu finden, die alle Beobachter staunen lässt.

China heute

„Ein Haushaltsgerät, das nicht mit dem Internet kommunizieren kann, sollte es nicht geben." Dieser Satz stammt nicht von Google, IBM oder Amazon, auch nicht von Bosch BSH Hausgeräte und nicht von Miele. Der Satz stammt aus einem Interview des Management Magazins „Strategy & Business" von PwC vom November 2014 mit Zhang Ruimin, dem „Philosopher-CEO" von Haier, wie ihn das Magazin nennt. Haier ist ein chinesischer Haushaltsgerätehersteller mit Hauptsitz in Qingdao. Zhang Ruimin, der zugleich Mitglied des ZK der KP Chinas ist, übernahm 1984 die Leitung des kurz vor dem Bankrott stehenden Unternehmens und baute es um. Dazu ging er eine strategische Technologiepartnerschaft mit Liebherr in Deutschland ein. Mittlerweile als Weltmarktführer für Haushaltsgroßgeräte und einer der global führenden Anbieter zahlreicher weiterer Produkte machte das Unternehmen mit derzeit über 70.000 Mitarbeitern 2011 einen Umsatz von 24,2 Mrd. US$.

Haier verfolgt heute eine Strategie, die auf das Angebot einer umfassenden Plattform für vernetzte Produkte und Dienste hinausläuft, die das Leben im Haus bequem und angenehm machen. Der Ausstellungsraum in Qingdao zeigt viele Dinge als über das Internet vernetzte Konsumgüter und funktionierende Dienstleistung, die kürzlich noch Science Fiction waren. Der Besucher aus Deutschland steht ungläubig vor dem Touchscreen-Spiegel, über den sich alles im Haus steuern lässt, weil alles über das Internet vernetzt ist. Vom Licht im Raum über die Luftfeuchtigkeit und die Wassertemperatur im Bad bis zur chinesischen Kochkunst mit Rezept aus dem Internet.

Ist Haier typisch für die chinesische Industrie und Wirtschaft? Die Antwort ist ein klares Nein. Der größte Teil des Landes, die meisten Branchen seiner Industrie sind eher noch auf einer frühen Stufe der Industrialisierung. Viel Handarbeit, wenig Automatisierung, nur sehr wenig funktioniert vollautomatisch. Als Massenfertiger der westlichen Industrienationen und ihrer Konzerne waren über Jahrzehnte nur die sehr günstigen und in übergroßer Zahl verfügbaren Arbeitskräfte wichtig. Damit hat China in den letzten Jahrzehnten wie ein Motor der Weltwirtschaft gewirkt. Sein über lange Strecken meist zweistelliges Wachstum schien vielen schon selbstverständlich, bis es jüngst zusammenschrumpfte und der Staatsrat ankündigte, in den kommenden Jahren sei mit einem gemäßigten Zuwachs von sechs bis sieben Prozent jährlich zu rechnen. Nein, Haier ist nicht typisch für die chinesische Industrie, aber typisch dafür, wie die chinesische Industrie zu lernen und vom Aufholen zum Überholen anzusetzen vermag. Die heutige Strategie von Haier wurde 2012 beschlossen. In diesem Jahr gab es in Deutschland gerade erst die ersten Debatten um die Strategieempfehlungen für „Industrie 4.0". Da hatte Haier bereits eine entsprechende Strategie zur Grundlage seiner weiteren Entwicklung gemacht.

Im Frühjahr 2015 hat der chinesische Staatsrat das Programm „Made in China 2025" beschlossen. Es besteht aus drei Zehnjahresplänen, als deren Ziel avisiert wird, zum 100. Geburtstag der Volksrepublik, also 2049, führende Industrienation der Welt zu sein. Dabei hat die chinesische Regierung die deutsche Initiative „Industrie 4.0" als Richtschnur angegeben. Von einer Massenproduktion vor allem westlicher Waren will das

Land zum Anführer der weltweiten Innovation werden. Eine der zentralen Losungen des Großprojektes lautet: „Von Masse zu Klasse".

Nach der Lektüre dieses Buches verstehen wir, wie es dazu kommen konnte, dass sich China voller Selbstbewusstsein gerade die hinsichtlich der modernen Industrie fortgeschrittenste Nation Deutschland zum Vorbild nimmt, um von ihr zu lernen. China erwartet nicht Genugtuung für erlittene Schmach und Wiedergutmachung, denn auch Deutschland war ja an den Angriffen beteiligt, die um die Schwelle vom 19. zum 20. Jahrhundert im Verbund mit internen Kämpfen und Aufständen im Niedergang des chinesischen Kaiserreichs kulminierten. Stattdessen schaut China, welches die Stärken unserer Industrie sind, worin sie der chinesischen überlegen ist, und wie China auf dem kürzesten Weg die beste Industrie der Welt einholen und am besten überholen kann.

Die deutsche Kolonie in China hieß im Kaiserreich „Deutsches Schutzgebiet Kiautschou", ihr Zentrum war die Hafenstadt Qingdao, heute der Hauptsitz von Haier. Wer als Deutscher nach Qingdao reist, merkt schnell, dass diese alte Geschichte in den Köpfen der Chinesen dort noch sehr präsent ist. Kein Wunder, denn ein wichtiger Teil der Stadt sieht noch heute so aus wie irgendeine alte Kleinstadt in Baden-Württemberg mit katholischer Kirche und Bahnhofsgebäude. Dass die Häuser noch da und nicht abgerissen sind, dass sie vielfach mit Gedenktafeln in chinesischer und englischer Sprache versehen wurden, verdanken sie entsprechenden Entscheidungen der chinesischen Regierungsorgane. Dass sie überwiegend dringend einer Renovierung bedürften, dass manche vom Verfall bedroht sind, dürfte auch damit zusammenhängen, dass sie schließlich das Ergebnis eines imperialen Eingriffs und einer unerhörten Anmaßung des deutschen Kaiserreichs darstellen, woran man nicht unbedingt gerne erinnert wird.

Gleichzeitig schlägt dem deutschen Besucher in Qingdao ein geradezu ehrfürchtiger Respekt vor deutscher Ingenieurkunst entgegen. Jedes Mal, wenn China von Regenmassen und Überflutungen heimgesucht werde, so hört man mehr als einmal, dann zeige sich der Unterschied zwischen der Qualität der von den Deutschen vor über hundert Jahren in Qingdao gebauten Kanalisation und der anderer Städte. Selbst ein Ersatzteil sei vor einigen Jahren aus Deutschland geliefert worden, das problemlos gepasst habe. Andernorts liefen die Straßen voll und stünden unter Wasser, in Qingdao funktioniere das System immer noch. Auch diese erstaunlich positive Einstellung zu den neben den kolonialistischen Aggressionen eben auch vollbrachten Leistungen der deutschen Kolonisatoren versteht der Leser nach der Lektüre dieses Buches. Von den Stärken anderer lernen, um es besser zu machen.

China ist uns heute näher als wir denken. Für die nicht allzu ferne Zukunft ist nicht auszuschließen, dass Chinesisch in unseren Schulen neben Englisch als zweite Fremdsprache gelehrt wird. Es gibt so viele Berührungspunkte, so weitgehende gegenseitige Interessen, so viele Aspekte, in denen die Menschen beider Ländern voneinander lernen können, dass es höchste Zeit ist, sich intensiver mit China, seiner Geschichte, seiner Entwicklung und seiner strategischen Ausrichtung zu befassen. Da kommt das Buch von Paul U. Unschuld gerade richtig.

Es genügte, dass die chinesische Regierung die deutsche Initiative „Industrie 4.0" zum Vorbild für „Made in China 2025" erklärte, um im ganzen Riesenreich ein unerhörtes

Interesse daran zu wecken, wodurch sich unsere Industrie heute auszeichnet, warum sie so erfolgreich ist und was mit der von der Bundesregierung geführten und geförderten Initiative erreicht werden soll. Haben wir in Deutschland ein ähnlich großes Interesse, das chinesische Großprojekt zu verstehen?

Seit einiger Zeit ist China nicht mehr Entwicklungsland. Noch als sogenanntes Schwellenland hat es die USA, Deutschland und alle anderen Industrienationen überholt und sich als weltweit führende Wirtschaftsmacht positioniert. Es ist wenig beruhigend zu wissen, dass dies noch keineswegs in der Breite auf eigenen Innovationen und einer dem Stand der westlichen Technik und Technologie vergleichbaren Industrie basiert, sondern auf einer nie zuvor gesehenen Massenproduktion vor allem westlicher Waren. Was wird sein, wenn auch die Innovation aus China kommt?

Das große Interesse an unserem Know-how und unserer Technologie wirkt in Verbindung mit großen Devisenrücklagen aus den Jahrzehnten erfolgreichen Handels, die nun für Investitionen in aller Welt strategisch klug eingesetzt werden können, als bedrohlich. In Blitzgeschwindigkeit war der chinesische Haushaltsgerätehersteller Midea im Frühsommer 2016 in der Lage, das Vorzeigeunternehmen Kuka, den Roboterhersteller aus Augsburg, zu übernehmen. Schon zu Beginn desselben Jahres ging die KraussMaffei Gruppe, ein deutscher Maschinenbauer, an einen chinesischen Chemiekonzern. Die Stärke der chinesischen Industrie als Investor ist offensichtlich. Die gewachsene Weitsicht beim Umgang mit den übernommenen Unternehmen wird allmählich auch in der deutschen Wirtschaft anerkannt. Und doch meint der westliche Beobachter bei seinen chinesischen Gesprächspartnern immer noch eine schwer zu fassende Art von Minderwertigkeitsgefühl zu spüren, die so gar nicht zur tatsächlich wiedererlangten Stärke passen will.

Die Überwindung der Traumata des letzten Jahrhunderts, die uns Unschuld so eindringlich geschildert hat, ist noch nicht beendet. Sie könnte ja auch von deutscher Seite als Ansporn gesehen werden, im Verhältnis zu China ein anderes, ein neues und auf gegenseitiger Anerkennung basierendes Kapitel aufzuschlagen. Die Gründe, die China dafür hat, sind nun bekannt. Aber es gibt auch gute Gründe, die aufseiten Deutschlands dafür sprechen. Und diese Gründe haben wieder mit den Unterschieden zwischen den Ansätzen der chinesischen und der europäischen Denkweise zu tun, die Unschuld so einleuchtend analysiert hat.

Kampf der Kulturen, zweiter Teil

„Die Dynamik der Beziehungen Chinas mit dem Westen kann man durchaus als „Kampf der Kulturen“ bezeichnen, aber es ist kein lauter Kampf, der von Terroranschlägen und Gegenschlägen gekennzeichnet wäre. Es ist ein stiller, differenzierter Kampf, und wer daraus als Sieger hervorgehen wird, das ist noch keineswegs entschieden.“ Damit meint Unschuld den Kampf zwischen der zwei Jahrtausende lang von einer relationalistischen Weltsicht geprägten Kultur Chinas und der in einer quantifizierend-analytischen Wissenschaft und Technologie verhafteten Kultur des Westens.

Die erste Phase dieses Kulturkampfs nähert sich aus seiner Sicht einem Ende. In Kap. 23 heißt es: „Der Anteil der chinesischen Bevölkerung, der in einer vormodernen, vorwissenschaftlichen Weltsicht gefangen ist, geht mit jedem Jahrgang rapide zurück. Diejenigen, die diese Entwicklung in vorderster Linie prägen, verhelfen dem Land zu technologischen und zunehmend auch wissenschaftlichen Spitzenleistungen."

Es gibt aber noch einen weiteren Aspekt, der sich aus seiner Analyse erschließt, wenn man sie aus der Perspektive des gerade stattfindenden Technologiesprungs betrachtet. Dann könnte es nämlich durchaus sein, dass gerade die traditionelle Denkweise des Relationalismus, die dem chinesischen Kollektiv trotz aller Übernahme westlicher Wissenschaften nach wie vor gewissermaßen im Blut steckt, jetzt zu einem unerwarteten Vorteil wird. Dann ist keineswegs auszuschließen, dass der Kulturkampf just in unserer Zeit in eine neue Phase eintritt.

Was ist der Kern von Industrie 4.0? Der Übergang von mechanischen und mechatronischen Produkten zu digital gesteuerten Produkten mit integrierten, Internet-basierten Dienstleistungen. Die Industrie beginnt also gerade, nicht mehr Komponenten zu Produkten zusammenzubauen, vor allem Hardware zu konstruieren und zu fertigen, sondern hochkomplexe Systeme zu entwickeln, in denen die Funktion und Logik der Software und Elektronik wichtiger sind als die Hardware, und die Vernetzung wichtiger als das einzelne Produkt. Diese Systeme werden über ihre Vernetzung zu Systemen unter Systemen. Deshalb haben Anbieter von Beratung und Schulung in Sachen Systems Engineering, was bislang vor allem eine Spezialdisziplin in der Luft- und Raumfahrt war, nun Hochkonjunktur. Selbst Mittelständler, Maschinenbauer, Automobilzulieferer und andere wollen sich entsprechende Kenntnisse aneignen, weil ihre Kunden und Auftraggeber immer häufiger danach verlangen.

Dabei stellt sich seit mehr als einem Jahrzehnt heraus, dass die zu Recht viel gepriesenen deutschen Ingenieure, die hoch qualifizierten Produktentwickler und Produktionsspezialisten hier ein Problem haben. Sie sind es gewohnt, dass das wissenschaftlich fundierte Fachwissen der einzelnen Fakultät oder Disziplin im Vordergrund steht. Erst wenn ein Bereich seine Arbeit getan hat, kann die Zusammenfügung zum System erfolgen. Systemdenken und multidisziplinäre Projektarbeit zählen nicht zu den Stärken der deutschen Industrie, und das gilt sogar für die Fachleute der großen Konzerne. Diese Barriere gegen Systems Engineering macht aber die Entwicklung viel langsamer, als es das Internet und die immer noch erstaunliche Geschwindigkeit heutiger industrieller Innovation erfordert.

Dahinter steckt das von Unschuld so einleuchtend beschriebene Prinzip der europäischen Wissenschaft, durch Zerlegen ins kleinste Element verstehen und zum Ziel kommen zu wollen. Die Chinesen dagegen hatten zweieinhalbtausend Jahre gelernt, in Zusammenhängen und Relationen zu denken. Ein System, ob einzelnes Produkt oder das übergeordnete System des Internet, verlangt an erster Stelle dieses Denken in Zusammenhängen, die wichtiger sind als jedes einzelne Detail. Das einzelne Detail spielt seine Rolle vielmehr nur dann richtig, wenn es diese Rolle in Relation zum System und zu allen übergeordneten Systemen gut spielt.

China hat in „schonungsloser Selbstdiagnose“, so Unschuld im Vorwort des Buchs, die Überlegenheit westlicher Wissenschaft und Technologie anerkannt und die Mängel der eigenen Zivilisation „durch Übernahme derjenigen Aspekte der westlichen Kultur auszugleichen gesucht, die es für den Wiederaufstieg für notwendig erachtete.“ Jetzt könnte es an der Zeit sein, dass der Westen von Chinas alten Denkansätzen lernt, denn für die nächste Stufe der Entwicklung werden sie sich als ausgesprochen hilfreich erweisen.

Die Lektüre dieses Buchs kann der Einstieg sein in ein Herangehen an die deutsch-chinesische Zusammenarbeit, die der Globalisierung in ihrem positiven Sinn gerecht wird. Nachdem die Grenzen zwischen den Kontinenten und Nationen (fast) der ganzen Welt – und hoffentlich auf Dauer – sehr viel durchlässiger geworden sind, als die Menschheit sich das vor hundert und selbst noch vor dreißig Jahren vorstellen konnte; nachdem durch Internet und Digitalisierung der Zugang zu nahezu allen Informationen und jedem Wissen so einfach wurde wie nie zuvor, sollten wir uns nicht mehr mit Vorurteilen und althergebrachtem Pauschalwissen begnügen. Wir sollten von China lernen und uns selbst China öffnen. Eine schonungslose Selbstanalyse täte gerade auch der deutschen Industrie gut, und ein Kopieren mancher Fähigkeiten aus China wäre keine Schande. Und wenn wir in China einen Partner für die Zukunft sehen, sind die Möglichkeiten der Zusammenarbeit sicher größer, als mit großer Angst davor, überholt zu werden.

China hat es geschafft, aus eigener Kraft die Beinahe-Auslöschung vor hundert Jahren hinter sich zu lassen. Vielleicht stehen wir ja als Partner an seiner Seite, wenn es wieder zum Reich der Mitte wird.

München, Deutschland Ulrich Sendler
im August 2016

Vorwort

Als zu Beginn des Jahres 2011 der Präsident der Volksrepublik China, Hu Jintao, von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, Barack Obama, in Washington D.C. zu einem Staatsbesuch empfangen wurde, erweckte das Protokoll den Eindruck, hier seien sich zwei Staatsoberhäupter auf Augenhöhe begegnet. Pressekommentatoren verliehen dem chinesischen Staatsoberhaupt gar den Titel „mächtigster Mann der Welt", eine Bezeichnung, die ansonsten seit längerem dem amerikanischen Präsidenten vorbehalten war.

China ist in den vergangenen eineinhalb Jahrhunderten zunächst von westlichen imperialen Mächten und dann in noch größerem Ausmaß von seinem kleinen Inselnachbarn Japan gedemütigt worden und schien eine Zeit lang gefährdet, statt „Reich der Mitte" nur noch Spielball ausländischer Interessen zu sein. Gleichzeitig trugen innere Auseinandersetzungen gegen Ende der letzten Kaiserdynastie dazu bei, die globale Bedeutung des großen Landes auf ein Minimum zu reduzieren.

Es mag ein historisch einzigartiger Fall sein: China, eine Hochkultur, wurde zunächst durch eine andere, jüngere Hochkultur zu Fall gebracht und konnte sich anschließend aus der scheinbar ausweglosen Niederlage wieder so weit erheben, dass das Land und seine Politiker, seine Wirtschaftskraft und zunehmend auch seine militärische Stärke wieder weltweit ernst genommen und zunehmend sogar gefürchtet werden.

Dieser Kraftakt war nur möglich, weil China angesichts der Überlegenheit westlicher Wissenschaft und Technologie sich einer schonungslosen Selbstdiagnose unterzog und die so erkannten Mängel der eigenen Zivilisation durch Übernahme derjenigen Aspekte der westlichen Kultur auszugleichen suchte, die es für den Wiederaufstieg für notwendig erachtete. Anstatt die vielfach vorhandene individuelle Abneigung gegenüber dem Westen in einem kollektiven Hass auf die Aggressoren zum Ausdruck zu bringen, ist China den Weg der Vernunft und grundlegender Erneuerung gegangen.

Im Verlauf der Konfrontation mit der westlichen Kultur haben die chinesischen Intellektuellen und verantwortlichen Politiker sehr schnell eingesehen, dass es nicht ausreicht, westliche Waffen und Technologien einzukaufen, um sich gegen die imperialen Mächte behaupten zu können. Daher rückte seit Beginn des 20. Jahrhunderts auch die gesamte Bandbreite europäischer Geistesströmungen in das Zentrum der

Aufmerksamkeit. Die Diskussionen um den geeignetsten Weg aus der Misere bezogen verschiedenste Philosophen der europäischen und amerikanischen Gegenwart und Vergangenheit ein. Mitte des 20. Jahrhunderts ging aus all den Debatten und gewaltsamen Auseinandersetzungen schließlich die Volksrepublik China hervor, die selbst wiederum aufgrund extremistischer politischer Entwicklungen zwei Jahrzehnte lang dem wirtschaftlichen Abgrund näher schien als erneuter regionaler oder gar globaler Dominanz. Erst mit der Öffnung in den frühen 1970er Jahren konnte China die Früchte der Auseinandersetzung mit der eigenen kulturellen Vergangenheit und der in vieler Hinsicht als überlegen empfundenen westlichen Zivilisation ernten.

Das hier vorgelegte Buch zeichnet in seiner ersten Hälfte den Gang der für China so erniedrigenden Ereignisse des 19. und frühen 20. Jahrhunderts nach. Diese Fakten sind jedem Chinakenner geläufig; sie sind hier in besonders kompakter Form aneinander gereiht.[1] Das Buch verweist in seiner zweiten Hälfte erstmals auf eine Besonderheit der Wiedererstarkung Chinas, die bislang so noch nicht wahrgenommen wurde. China hat die Verantwortung für seine missliche Lage und für seine Genesung von dem kollektiven Trauma der Demütigung ausschließlich bei sich selbst gesucht.[2] Die in Europa seit geraumer Zeit vorherrschende Mentalität, die Verantwortung für eigenes Missgeschick

[1]Die folgende Darstellung einzelner Episoden beruht auf Daten, die in zahlreichen Abhandlungen detaillierter nachzulesen sind: Brunhild Staiger, Stefan Friedrich, Hans-Wilm Schütte (Hrsg.), *Das große China Lexikon*. Darmstadt 2008. John K. Fairbanks (Eds.), *The Cambridge History of China. Vol. 12. Republican China 1912–1949,* Cambridge 1983. Jonathan Spence: *Chinas Weg in die Moderne*, München 2008. Conrad Schirokauer, *A Brief History of Chinese and Japanese Civilizations*, San Diego, New York et al. 1978. Helwig Schmidt-Glintzer, *Kleine Geschichte Chinas*. München 2008. Franz-Josef Kemnade, Opiumkrieg und Taiping-Aufstand, Entstehung des außenpolitischen Konflikts und seine Beziehungen zur innenpolitischen Krise. GRIN Verlag für akademische Texte. Dokument Nr. V89778, und jüngst besonders eingehend: Jonathan Fenby, *History of Modern China. The Fall and Rise of a Great Power, 1850–2009,* London 2009.

[2]Der deutsche Sinologe und intimste Kenner chinesischer Gegenwartsliteratur, Wolfgang Kubin, erklärt „Zu den von der [Kommunistischen] Partei [Chinas] betriebenen Geschichtsklitterungen gehört die Legende von der Demütigung durch den Westen. Zunächst sei darauf hingewiesen, dass um 1840 mit dem Opiumkrieg nicht der „Westen" in China einbrach, sondern Großbritannien. Viele europäische Staaten, die heute dem Western zugerechnet werden, wie Tschechien, Slowakei, Finnland, ja selbst Deutschland oder Österreich, gab es damals noch gar nicht. Überdies finanzierte sich das chinesische Kaiserhaus über Gewinne aus dem Opiumhandel." Anzumerken bleibt, dass gleichgültig, welche westlichen Nationen an der Erniedrigung Chinas aktiven Anteil nahmen, es dennoch aus chinesischer Sicht „der Westen" als eine kulturelle Einheit war, der China zum Opfer fiel. Die Demütigung, von der in diesem Buch die Rede sein wird, ist die aus chinesischer Sicht empfundene Schmach. Dass das mandschurisch regierte Qing-Reich selbst eine imperialistische Macht war, die ihren Herrschaftsbereich skrupellos auszudehnen suchte und nun von westlichen Mächten mit westlicher Wissenschaft und Technologie in die Schranken gewiesen und schließlich in den Untergang getrieben wurde, ändert daran ebenso wenig wie die Tatsache, dass Nutznießer und Kollaborateure auf chinesischer Seite durchaus an der Demütigung ihres Landes teilhatten. Wolfgang Kubin, Gedächtnis, aber keine Erinnerung. *Orientierungen* 1, 2011, S. 1–13.

vor allem bei den tatsächlichen oder vermeintlichen Verursachern zu suchen und von dort Unterstützung einzufordern, ist China ungeachtet der Übernahme marxistischen Gedankenguts und der gesellschaftlichen Führungsrolle der Kommunistischen Partei nach wie vor fremd.

Die Therapie, die sich China angesichts seiner tief greifenden Verletzungen durch die westlichen Nationen und Japan verordnet hat, folgt dem Ansatz, der auch die chinesische Medizin in der Behandlung individuellen Krankseins leitet: die Ursache liegt zuallererst in einem selbst. Das Böse kann von außen nur dann eindringen, wenn man ihm eine Bresche eröffnet. Vorbeugung und Therapie müssen daher stets bei den eigenen Versäumnissen oder Verfehlungen ansetzen.

Die Dynamik der Beziehungen Chinas mit dem Westen kann man durchaus als „Kampf der Kulturen" bezeichnen, aber es ist kein lauter Kampf, der von Terroranschlägen und Gegenschlägen gekennzeichnet wäre. Es ist ein stiller, differenzierter Kampf und wer daraus als Sieger hervorgehen wird, das ist noch keineswegs entschieden.

Berlin, Deutschland Paul U. Unschuld
2016